

Bloß ausweichen!

Die Häuserfluten fliegen vorbei. Nach und nach mischen sich Leerstellen in die grauen Blöcke, die Autos und die Menschen, die unterwegs sind, mal eiliger, mal weniger, dünnen sich aus. Alle scheinen genau zu wissen, wohin. Sie eilen zur U-Bahn, als ob es die letzte wäre, verschütten dabei ihren Kaffee, ärgern sich, nur um dann vier Minuten früher dort zu sein, wo sie eigentlich nicht hinwollen.

Nur sie nicht, sie hat sich den Tag genau so eingeteilt, damit sie nicht eilen muss. Von Eilen können kann bei ihr leider schon seit einigen Jahren nicht mehr die Rede sein.

Passenderweise ging der körperliche Verfall einher mit dem Wegfall von Terminen, Verpflichtungen und dem sich-Beeilen müssen. Wenn niemand wartet, wenn man nicht erwartet wird, sondern z.B. im Supermarkt oder in der Bank eher als mühsame Aufgabe gesehen wird, etwa wenn ein Gerät mit vielen Knöpfen oder mit einem Bildschirm erklärt werden muss. Oder als zeitraubende Erschwernis, wenn plötzlich das Wiegesystem in der Obstabteilung geändert wurde. Dann beeilt man sich nicht mehr. Wenn der Weg selbst zu einer Herausforderung geworden ist. Man plant jeden Schritt so, dass man nicht zu früh ankommt, jede Tätigkeit so, dass man nirgends zu lange bleibt.

Stehenbleiben und sich ausruhen, das geht auch nicht mehr. In den sich vorwärts schiebenden Menschenmassen ist einer, der stehenbleibt oder auch nur weniger hastet als die anderen, suspekt. Schnell wird man angerempelt, oder mitleidig angeschaut, manchmal sogar mit der wohl gut gemeinten Frage „Brauchen Sie Hilfe?“ belästigt oder – im schlimmsten Fall – und davon liest man oft genug in letzter Zeit, ausspioniert und bestohlen. Also immer so flott es eben geht weiter, einen Fuß vor den anderen, hoffen, dass es keine neuen Treppen oder unvorhergesehenen Wegverlängerungen gibt. Passanten, die zu nahe vorbeigehen, zu laut lachen, zu viel Platz des Gehsteigs in Anspruch nehmen oder sonst auffällig sind, mit nötigem Abstand zu umgehen, braucht höchste Konzentration.

Seltsam eigentlich, man schaut, dass man möglichst schnell heimkommt, obwohl dort niemand wartet. Aber daheim ist alles schön vertraut, die alten, bequemen Hausschuhe, der abgewetzte Fernsehstuhl und das Achterl Rotwein am Abend, um dann im roten Fauteuil einzudösen. Am Anfang war es immer auch ein bisschen wehmütig gewesen, dieses Heimkommen in die stille Wohnung, damals, als Roswithas Mann gerade ins Pflegeheim

gekommen war und es keine Aussicht gab, dass er wieder heimkommt. Zu dieser Trauer hatte sich aber auch schnell ein klein bisschen Erleichterung dazugeschlichen, die dann nach dem Tod vom Erwin in kurzem Tatendrang aufflackerte. Da wurden alte Anzüge wenig sorgsam in Plastiksackerl gepackt und im nächstbesten Caritas-Container entsorgt – *Na do sollns no schauen, ob die no wer brauchen kann* – die Zahnbürste mit den schon lange nicht mehr benützten verbogenen, gelblichen Borsten flog in hohem Bogen in den Mistkübel und auch das im Geheimen schon immer grauslich empfundene Rasierwasser im Klo hinuntergespült. Aber schon bald schlich sich Langeweile in die Wohnung, es wurde egal, wann oder ob die Jalousien am Vormittag überhaupt noch aufgezogen wurden. Die Welt da draußen, zu der die einzige Verbindung das Abo einer kleinformatischen Tageszeitung war, wurde zunehmend zu einem dunklen und bedrohlichen Ort. Manchmal, wenn wieder irgendeine Meldung über randalierende Fußballfans, herumlungernde Teenager oder Trickbetrüger, die bei Banken oder an Supermarktkassen auf ihre alten Opfer warten, groß auf Seite 2 aufgemacht wurde, verzichtete sie darauf, einkaufen zu gehen. Es machte nichts, wenn dann eine Mahlzeit ausfiel oder die Milch im Kaffee schon etwas klumpte und säuerlich schmeckte.

Doch dann war Frau Prantner von gegenüber gestorben. Eine Frau, mit der sie keine Freundschaft, aber eine kuriose Gleichförmigkeit der Lebensgeschichten verbunden hatte. Auch sie verwitwet, kein Besuch von den Kindern und so zurückgezogen, dass man sich höchstens am Postkasterl sah und sich zumindest für ein kurzes Gespräch über etwas aufregen konnte.

Jetzt war sie also wirklich alleine übriggeblieben.

Aber anstatt sich weiter in der Wohnung zu verbunkern – in hellen Momenten war ihr doch klar, dass es so nicht weitergehen konnte – befand sie sich mit einem Mal in Opposition zu der Welt da draußen. Einem Gefühl der Angst und des Ausgeliefertseins folgte ein Trotz, dieser Welt alles entgegenzuschleudern, was ihr an ihr nicht passte. Einzig durch ihre Anwesenheit sollten alle daran erinnert werden, dass es so mit der Welt sicher nicht mehr lange weitergehen konnte. Niedergang und verfallende Moral überall, wohin man schaut. Am Abend im rostroten Fernsehstuhl wurden dann nicht mehr nur ein, zwei Achterl getrunken und geschlummert, sondern Pläne geschmiedet für den nächsten Tag. Welche Wege standen an? Wie sollten sie gegangen werden? An jedem einzelnen Tag sollte die Welt da draußen sie sehen, sollten Dinge nach einem genauen Zeitplan erledigt werden. Mit einer

Verbissenheit begann sie, Wegstrecken zu planen und, falls es irgendetwas gab, das ihr diese Route vermieste, etwa eine Umleitung, zu lange rote oder zu kurze grüne Ampelphasen, lärmende Straßenmusikanten, unerzogene Köter oder herumlaufende Kinder, dann wollte sie ihrem Unmut Gehör verschaffen, ihn in die Welt hinauspeien, damit alle anderen, diese Vitalen und Schnellen, sehen können, wohin all ihre Wege, die sie heute noch so selbstverständlich und selbstverliebt gehen, dann am Ende des Tages führen werden. Zu Beginn kam sie zwar über einen bösen Blick oder ein überzogenes Kopfschütteln nicht hinaus. Der Trotz brauchte so wie alles andere auch Übung. Und dann immer leichter kamen ihr im Bus „Der Platz gehört mir, stehen’S auf“ oder im Supermarkt „Zweite Kassa!“ über die Lippen, was sofort mit einem Gefühl der Befriedigung belohnt wurde, das besonders ausgeprägt ausfiel, wenn sich die anderen Menschen drumherum daran hielten, ihr den Platz freimachten und betreten zu Boden schauten. Ein Gefühl des Triumphs.

„Schaut’S, dassd’s endlich weiterkommt’s da vorn!“

Das junge Mädchen in der zu knappen Hüftjeans dreht sich um, umringt von ihren gleichaltrigen Freundinnen, zieht mit ungläubigem Blick ihren weißen Ohrstöpsel heraus. Gleich werden diese Gören zur Seite gehen und das überragende Gefühl wird sich einstellen. Aber was ist das? Sie bewegen sich nicht, die anderen Halbstarken haben ihren unsicheren Blick auf das Alphamädel gerichtet. Ein Augenblick lang Schweigen und böses auf der einen, ungläubiges Anstarren auf der anderen Seite.

„Schauen’S dass *Sie* weiterkommen! Wohin auch immer.“ Das Mädchen hat es geschafft und sich aus ihrer Verwunderung heraus, einen feindseligen Satz abgerungen, den sie Roswitha entgegenschleudert. Mehr aber als an sie, ist er aber an ihre Kumpaninnen gerichtet, von denen augenblicklich auch die seltsame Anspannung von vorhin abfällt. Sie kichern jetzt und es klingt wie Applaus.

Die alte Frau und das Mädchen trennen nur eineinhalb Meter, mit ein bisschen Ausholen könnte der Gehstock sogar treffen. Ein tiefes Luftholen auf beiden Seiten und auf einmal bricht Roswitha in Gelächter aus, zuerst ein wenig verhalten, dann fast schallend. Das Mädchel weiß im ersten Moment nicht, was das jetzt soll – von verrückten Alten hört man ja immer wieder und da lautet die Devise am besten Abstand halten. So eine Reaktion passt nicht in das übliche Repertoire der Reaktionen. Die Situation ist so schräg, so vollkommen außer

dem Erwarteten, dass auch sie zu lachen beginnen muss. Sie lacht, weil diese seltsame Alte in immer schrilleres Gelächter verfällt und sich schon Tränen aus den Augenwinkeln wischt. Sie lacht, weil auch sie plötzlich die Absurdität der Situation sieht – eine Junge und eine Alte, beide ohne Ziel und Eile versuchen ihren Tag rumzukriegen und flegeln sich an, dass sie schneller machen sollen und dorthin gehen sollen, wovon sie beide nicht wissen, wo es sein soll. Sie beide tun doch nur so, als wüssten sie, wohin sie sich unter all den anderen zielstrebigen Menschen bewegen.

Die Blicke der beiden treffen sich und, als gäbe es ein stilles Einverständnis, gehen sie weiter, nicht ohne zuvor einen halben Meter auszuweichen.

Selbst noch an der Kreuzung muss Roswitha schmunzeln. Ja, wenn es solche resoluten Mädels gibt, muss man sich keine Sorgen um die Welt machen. Vor dem grauen Wohnhaus angekommen und ein wenig versöhnt mit der Welt geht sie langsam, aber doch etwas schneller und beschwingter als sonst das Stiegenhaus hinauf. Sie trifft das Schlüsselloch gleich beim ersten Versuch, dreht den Schlüssel um und geht hinein in ihre Höhle, die ihr heute weniger dunkel als sonst vorkommt.